

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 219.

Dienstag, 20. September

1927.

(18. Fortsetzung.)

Das grüne Monokel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuter.

Hosea Bruce schwieg einen Moment, ob von drüben Antwort käme, zog sein Taschentuch, hüstelte hinein und steckte es wieder fort.

Dann hub er noch einmal an:

„Ich bin kein Freund vieler überflüssiger Worte, Durchlaucht. Am wenigsten bei weitgreifenden geschäftlichen Transaktionen, bei denen mit dem Penny und dem Cent zu rechnen kurzfristig wäre. Daß meine Informationen zutreffen, haben Sie selbst bestätigt. Der „United Oil Trust“ wartete den psychologischen Moment unmittelbar vor Vertragschluß ab, um als Mitbewerber der Pachtung aller georgischen Ölvorkommen auf den Plan zu treten. In meiner Eigenschaft als Präsident und Hauptaktionär unseres Trusts besitze ich Abschlussvollmacht. Ich bin ohne Vorbehalt bereit, den zwischen der deutschen Konzerngruppe und der georgischen Regierung entworfenen Vertrag für uns zu übernehmen, nur mit dem Unterschied, daß die von deutscher Seite fixierten Ziffern einen dreißigprozentigen Aufschlag erfahren.“

Nun wartete er.

Der Fürst Ila Pawlowitsch Uwaroff ließ sich Zett. Irgendwo in der Nähe schlug eine Uhr. Sechs. Er schien mitzuzählen.

Dann bog er sich aus seinem Lehnstuhl etwas vor. Er sprach so verhalten, daß seine Stimme kaum über den Tisch reichte.

„Sie sehen, Mister Bruce, daß ich der dringenden telegraphischen Einladung zu dieser Brüsseler Konferenz entsprochen habe. Der Sinn Ihrer Depesche und der Klang Ihres Namens waren schwerwiegend genug, mich hierher zu führen. Überdies erachte ich es als selbstverständliche Pflicht meinem Vaterlande gegenüber. Ich habe Ihr Anerbieten nunmehr entgegengenommen und bemerke in diesem Zusammenhange, daß auch ich meinerseits, wie Sie selbst Ihrerseits, jederzeitige Abschlussvollmacht besitze. Leider sehe ich mich nicht in der Lage, von dieser Vollmacht Ihrem Anerbieten gegenüber Gebrauch zu machen. Die dreißig Prozent, mit denen Sie die Ziffern dieser vier Zettel übersteigern, genügen mir nicht.“

Der Amerikaner starrte ihn an.

„Genügen nicht? Vermögen Sie aus dem Handgelenk zu berechnen, Durchlaucht, welch horrenden Mehrerträge, selbst bei nur durchschnittlicher Ölförderung, Ihrem Lande aus solchem Aufschlag zuschießen?“

Sein Gegenüber lächelte leise.

„Weshalb sollte ich das nicht? Trotzdem muß ich Ihr Angebot ablehnen.“

Hosea Bruces behaarte Rechte, die mit dem Bleistift spielte, zitterte.

„So werden Sie also einen vierzigprozentigen Aufschlag akzeptieren.“

„Nicht einmal einen fünfzigprozentigen, Mister Bruce.“

Jetzt glückte der Präsident des „United Oil Trust“ wirklich einem zu vernichtendem Schlagwechsel drängenden Schwergewichtsböxer — wie der viereckige Schädel halb zwischen den wuchtigen Schultern einsackte und

der Nackenwulst über dem Kragen sich zum Zerplatzen spannte.

„Dann darf ich doch wohl um eine Erklärung bitten, Durchlaucht —“, mahnten seine riesigen Kiefern.

„Selbstverständlich, Mister Bruce. Ich hätte Sie Ihnen auch ohnedies gegeben. Alle Ihre Angebote müssen aus dem Grunde für mich indiskutabel bleiben, weil,“ sein Blick überflog die Zettel, die noch immer vor ihm lagen, „weil diese angeblichen deutschen Ziffern nicht stimmen.“

Erst nach einer ganzen Weile echote der Yankee:

„... deutschen — Ziffern — nicht — stimmen?“

Dann lachte er rauh auf: „Respekt, Durchlaucht — Sie sind mir gewachsen. Und beinahe wäre es Ihnen fastisch geglückt, mich zu blaffen.“

„Ich muß doch bitten, Mister Bruce...“

Das klang so eifrig, daß dem anderen das Bachen jääh im Halse erstikte.

Noch einmal versuchte er mit fadenscheiniger Bonhomie:

„Devils take it — einzig und allein Ihrer Taktik hat es die georgische Republik zu danken, wenn ich als letztes Angebot jetzt sage — ein Aufschlag von sechzig Prozent. Dabei arbeiten wir mit nachweisbarer glatter Unterbilanz. Aber dann leistet sich der „United Oil Trust“ eben diesen kostspieligen Sport!“

„Der „United Oil Trust“ wird dazu keine Gelegenheit finden und mein Vaterland mir nicht zu danken brauchen. Denn uns fehlt aus dem Grunde jede Verhandlungsbasis, weil — ich wiederhole — Ihre angeblichen deutschen Ziffern nicht authentisch sind.“

„Nicht authentisch?“

Mit einem Ruck öffnete der Präsident die vor ihm liegende Aktentasche, riß ein Aktentaschloß heraus, schlug es auf, blätterte mit hastiger Hand in ihm herum.

„Nicht authentisch? Da — hier! Seit wann blühen die Germans sich selbst mit falschen Zahlen?“ triumphierte er, griff das Aktienstück am Kopfende, warf es herum, stellte es halb aufrecht und schob es dem Georgier soweit über den Tisch entgegen, daß sich trotz der einfallenden Dämmerung des sinkenden Septemberabends lange Ziffernkolonnen klar und scharf vom Papier abhoben.

„Vielleicht überzeugen Sie sich nun endlich schwarz auf weiß, Durchlaucht, wie zutreffend ich unterrichtet bin. Vergleichen Sie das hier mit meinen Zetteln.“

Der Georgier überhörte die Unangemessenheit des Tones und der Form, in der dies Ersuchen an ihn gestellt wurde. Im Moment berührte ihn das gar nicht. Sein Blick haftete nur auf dem Taschloß — stehend, argwöhnisch, ungläubig.

„Was zeigen Sie mir da?“ zögerte er.

„Das angeblich nicht authentische deutsche Material!“

Nur sehr selten im Leben hatte Hosea Bruce sich von seinem Temperament zu Unvorsichtigkeiten hinreißen lassen. Diesmal geschah es. Der gänzlich unerwartete Widerstand, den er gefunden, revolutionierte sein Korsarenblut. Außerdem — was brauchte man vor diesem kleinen Randstaaten-Vertreter viel Zeremoniell

zu beobachten? Dem konnte es doch gleichgültig sein, ob er mit Germany oder den United States seinen Pachtvertrag schloß!

"Genügt das, Durchlaucht, um Sie nunmehr zu einer Revision Ihres Standpunktes zu veranlassen? Ich denke doch: jetzt werden Sie meine Propositionen annehmen."

"Was ist das für ein Aktenstück, das Sie mir hier zeigen?" fragte der Geschäftsträger abermals.

"Das originale Faszikel."

"Und woher gelangte es in Ihre Hände?"

Da griff Mister Sherwood ein, der den Verhandlungen bisher schweigend gefolgt war.

Er hob den Kopf und ehe sein Chef ihn noch zu unterbrechen vermochte, sagte er laut und klar:

"Durch meine Hilfe, Durchlaucht. Ich erhielt es von der Braut eines Botschaftsrats im Auswärtigen Amt. Und zwar..."

Das andere zersplitterte. Der Präsident hatte jäh den Schädel zu ihm herum geworfen. Wie zischende grüne Stacheln schossen seine Augen zu dem Schwächer, rissen einen schrecklichen Abgrund stummer Drohungen vor ihm auf.

Der Fürst Ila Pawlowitsch Uwaroff fing diesen Blick ab. Er wußte genug. Doch seine Stimme blieb unbewegt.

Da Sie die Annahme vertreten, das authentische..."

An der Tür klopfte es.

Drei Augenpaare flogen zu ihr hinüber.

Auf der Schwelle stand ein Hotelpage mit einem Tablett, das eine Visitenkarte trug.

Für Seine Durchlaucht, den Fürsten Uwaroff."

Der Georgier begriff diese Störung nicht. Doch er erhob sich, trat zu dem Pagen und nahm die Karte.

Er las John Kerridges Namen und darunter die Worte: "In Hinsicht auf die gegenwärtige Konferenz Ew. Durchlaucht bitte ich dringendst um eine Minute sofortigen Gehörs!"

John Kerridge war in Brüssel?

Hatte er heute früh auf dem Tempelhofer Flughafen nicht Amsterdam als Ziel genannt?

Der Gesandte barg die Visitenkarte in der Brusttasche und wandte sich flüchtig in das Zimmer zurück.

"Ich muß Ihre Nachsicht für eine kurze Unterbrechung erbitten, meine Herren. In wenigen Minuten stehe ich Ihnen wieder zur Verfügung."

Der Page führte ihn in das Lesezimmer. Das war fast leer. Nur zwei Menschen befanden sich in ihm, — der englische Regierungsdetektiv und eine junge Dame.

John Kerridge trat ihm entgegen.

"Durchlaucht..."

"Guten Abend, Mister Kerridge. Der Tag schließt so angenehm, wie er begann — indem er mir das Vergnügen schafft, Ihnen zu begegnen."

Die beiden Herren drückten einander die Hand.

"Darf ich mit meiner Cousine, Miß Glynn, bekannt machen."

"Enchante, Madame", verneigte sich der Georgier.

John Kerridge trat so dicht zu dem Fürsten, daß ihrer beider Stirnen nur um Spannbreite voneinander getrennt waren. Schon an der Tür, die zum Vestibül führte, hätte seine Stimme nicht mehr vernommen werden können.

"Würden Durchlaucht mir nachher eine Stunde Zeit schenken? Vielleicht, indem wir drei gemeinsam zu Nacht essen? — Wirklich? Und zum Beispiel bei François, wo man die besten Austern und die raffinierteste getrüffelte Poularde von ganz Brüssel bekommt? Das wird ein sehr interessantes Souper werden. Ich bin in der Lage, verblüffende Kommentare in den deutsch-amerikanisch-georgischen Erdölverhandlungen zu liefern. Für den Moment und zur Information nur dies eine: Vor drei Tagen ist auf bisher ungeklärte Weise aus dem Geheimfach des Schreibtisches in der Wohnung des Botschaftsrats von Traß, den Durchlaucht ja auch kennen, das deutsche Aktenstück gestohlen worden, das diese Materie mit ihrem gesamten Material umfaßt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Korporal von Leuthen.

Historische Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Dampf und rollend wurden die Trommeln geschlagen; kein Scherzwort flog durch die Reihen der fridericianischen Soldaten. Der Kapitän an der Spitze schritt stumm und verbissen einher. Er kam von dem Gedanken nicht los, daß sich im ersten Bataillon der Garde des großen Königs ein Deserteur befunden. Teufel und Hölle! Bei Rokhach und Leuthen, bei Liegnitz und Torgau hatte man gekämpft, und heute der Schimpf, der dadurch noch schlimmer wurde, daß sich ein Kamerad der eigenen Kompagnie gefunden, der den Fahnenflüchtigen um der Geldprämie willen verraten. Der eigene Bruder war es gewesen.

Dampf und rollend klang der Trommelwirbel. Im Bierauf trat das Bataillon an. Lichtrot stieg die Frühsonne über die Heide empor, warf goldfrohe Strahlen über die schwarzen Schollen eines offenen Grabes. Der Regiments-Auditeur trat vor, verlas mit unbewegter, eintöniger Stimme dem Abestär das Todesurteil. Doch der gefangene Deserteur schien nichts davon zu vernehmen. Stumm sah er hinaus in die tauperleude Heide, ein mitleidvoller Blick traf den Bruder, der, zum Judas geworden, blaß und zitternd am Flügel des Todespelotons harrie.

Der alte Hauptmann sah nicht auf, grübelnd starrte er zu Boden, dachte an die Stunde, da jener ihn auf seinen Armen aus der Hölle von Prag getragen, ihm die blutenden Wunden verbunden, dachte an den Tag von Leuthen, da jener die Panduren-Fahne aus dichtem Feindesknäuel geholt. Korporal war er damals geworden, der König hatte ihn belobt, und jetzt... ein Deserteur, dessen letzte Stunde geschlagen.

Rasselnd wirbelten die Trommeln, überdröhnten das Anarren der Ladeböcke im Rohrlauf. Die Mannschaft des Pelotons trat vor. Der Leutnant meldete: "Fertig!"

Aufgerichtet stand der Verurteilte vor der offenen Grube, die Augenbinde hatte er abgelehnt; ein lodrendes Feuer brach aus seinen leuchtstark blauen Augen. Hell tönte seine Stimme: "Seht Kameraden! So stirbt ein Preußen-korporal, wenn König Friedrich es befiehlt!" Doch der alte Hauptmann hob den Degen nicht. Bleiern erschien ihm der Arm, der jenem den Tod bringen mußte, zugelschnürt der Hals, der das vernichtende Kommando nicht hervorbrachte.

Das Rollen der Trommeln verstummte. Eine atemlose Stille schwoh schwül und drückend empor, krallte sich in die Herzen. Ein Schrei ertönte... markerschütternd... zermüht von Jammer. Des Verurteilten Bruder warf die Waffe weg, umschlang des Hauptmanns Knie: "Erbarmt euch, Herr! Er ist kein Deserteur, wie ich kein Judas bin!"

Doch mit dem Fuße schob der alte Kapitän den Verräter von sich. Er glaubte ihm nicht, empfand Abscheu und Ekel gegen den, der sein eigen Blut um Goldes willen verraten...

Und noch immer diese stumme, schier atemlose Schwüle. Weit vornübergebeugt steht der Hauptmann. Er, der im Kugelfuror bei Prag und Leuthen nimmer gezauert, die Seinen in den Tod zu führen, er zögert jetzt bei diesem einen!

Vom Kiefernrand weit fern nähert sich eine Kavalkade, in jähem Zagen scheint sie heranzudröhen. Allen voran... Einer... auf weißem Pferde... königlich in Wuchs und Haltung... er ist es... Fridericus, der Unbezwingbare!

Stumm steht die Kompagnie... von weit herüber, da auf märkischer Heide noch andre Truppen Waffenhandwerk üben, gelst verschwommen ein Trompetenruf.

Der König ist heran. Streng glüht sein Feuerblick. Der Hauptmann tritt hervor und meldet: "Die erste Kompagnie Garde, zwei Offiziere mit 85 Mann zur Exekution zur Stelle."

Der König hört's. Ein strenger Zug durchfaltet seine Stirn, der kein Erbarmen kennt und kein Verzeihen. Schon will der Hauptmann seinen Degen heben, als jener, der den raschen Tod erwartet, mit heller Stimme ruft: "Gebt Feuer, Kameraden! Der Korporal von Leuthen fürchtet Kugeln nimmer! Und unser König liebt das Warten nicht!"

Ein Wink, Held Friedrich reitet ins Karree, fragt drohend, hart: "Was willst denn du?"

"Den Tod erbitt' ich, Euer Majestät!"

"Du bist der Korporal von Leuthen?" fragt der König weiter: "Der selbe, der die Trenksche Fahne stürzte?"

"Der selbe, Euer Majestät!"

"Und bittest nimmer um Pardon?"

Da richtet sich der Verurteilte auf: "Mit nichten, Euer Majestät! Was wird aus euren tapferen Truppen, wenn ihr die Lumpendeserteurs mit Pardonieren lobet? Den Teufel auch, das wäre ein üble Art, wenn nicht ein Peloton sie über'n Haufen knallte. Da würd' ein jeder desertieren!"

In das hartgefurchte Gesicht des Königs tritt Staunen: „Er scheint ein braver Bursch! Auch wenn er sterben muß! Hat er denn keine Mutter, die den Sohn beweint?“

Stumm steht der Korporal, steht auf den Bruder. Dann preßt er hart hervor: „Die Mutter lebt! Doch damit sie lebt, sterb' ich als Deserteur!“

Der König will weiterfragen, doch der Beurteilte starrt düster zu Boden, scheint nichts zu hören. Eine Schmach erscheint ihm Mitleid, ein Frevel an preussischer Ehre. Er will den Tod erleiden, er ist Korporal, hat stets die Deserteurs gehaßt. Und nun er selber ihr Genosse, gilt ihm der Tod als Pflicht.

Doch König Friedrich hat den blassen Burschen drüben im Karree erspäht, winkt ihn heran. Von ihm erfährt er, was der Delinquent verschweigt; daß beider Mutter um weniger Taler willen Notgelitten, um sie zu retten, ward der Korporal von Leuthen ein Deserteur; denn 15 Taler gib's für den, der einen Flüchtigen zu Straß' und Urteil seiner Truppe bringt, und 15 Taler find's, die einer alten Frau verlor'ne Heimat reiten. Da floh der eine Bruder von der Truppe, der andere ward zum Judas. —

Drohnd rollten die Trommeln, als das Bataillon nach Potsdam zurückkehrte. Neben seinem Hauptmann schritt der begnadigte Deserteur... ein Lachen des Glücks in den blauen Augen; und ein Singen und Lachen war auch in der ganzen ersten Kompanie des ersten Bataillons Garde König Friedrichs. Als die Trommel und Querpfeifer just am Schloß mit des alten Finken Lieblingsmarsch einsetzten, bestien drüben in Sanssouci die Windhunde. Doch Friedrich wies sie zur Ruhe, schrieb mit großen Zügen unter das Todesurteil des nunmehr Begnadigten:

„Feldwebel wird der Korporal von Leuthen! Der Alten 20 Taler zum Pfäfer! Doch weil der Korporal den König selbst und seinen eigenen Kapitän so großlich düpiert und fast des Todes bei gestorben, so exerziert er eine Stunde nach!“

Das nackte Leben.

Skizze von W. Baktinefster (Wien).

Es war schon später Abend, als im Hause des alten Wucherers und Geizhalses Seltor Gist der Treppenspur von dem Alarmruf: „Feuer!“ widerhallte. Gist sah bedächtig rechnend über seinen biden Geschäftsbüchern. Der Schreckensruf brachte Leben in seinen schwammigen, trägen Körper. Er fuhr auf, raffte den zerflossenen, pelzgefütterten Schlafrock zusammen, riß die Tür auf und starrte hinaus. Rauch schlug ihm heizend entgegen; rennende Menschen, die er nur undeutlich zu sehen vermochte, hasteten schreiend vorbei. Im nächsten Augenblick kamen sie laut jammernd zurückgestürzt. Sie konnten nicht weiter, nicht zum Hause hinaus. Flammen versperrten den Weg. Ihren gelenden Jammer durchbrach von der Straße her das lärmende Tuten der Feuerwehr. Die Leute stürmten in die erste offene Wohnungstür hinein. Es war die des Wucherers. Niemand hatte seine Behausung je betreten dürfen, ohne sich vorher durch die Türspalte hindurch ein strenges Verhör gefallen zu lassen. Jetzt gab es keine Hausgesetze mehr. Sie drängten den schweren alten Mann zurück, rissen seine Fenster auf und schrien gellend um Hilfe. Unten wurde eilig, aber ruhig gearbeitet. Das große Sprungguck spannte sich wie eine weiße Rettungsinsel. Einer nach dem anderen kam an die Reihe. Sie stießen sich mit Häften, fauchten wie Raubtiere. Gist erhielt einen Schlag gegen die Brust. Er taumelte. In einer Ede sank er zusammen. Sein Körper zitterte, aber sein Bewußtsein war wach und angstgepannt. Ehe dieses Duzend Menschen hinabgesprungen war, konnte das rasende Feuer vielleicht schon oben sein. Er liebte sein Leben. Jammernd schrie er zu Gott: „Nichts will ich behalten! Gib mir nur das nackte Leben!“ Er war der Letzte. Und auch er kam glücklich unten an.

Die Menschen, die zu einem harten Knäuel geballt, in der vom Glutschein des Feuers erhellten Straße standen und auf das von innen erglühende alte Haus starrten, murmelten dumpf, als der Wucherer sich zu ihnen gesellte. Seine Augen waren vorgequollen, das aufgebundene Gesicht verzerrt. Oben näherte sich das Feuer seinem Zimmer, jenem Zimmer, in dem er fast sein ganzes einfaches, dumpfes, gerings Leben verbracht, in dem er gerechnet, gewuchert, Menschen in tiefster Not sich hatte krümmen lassen. Alles um das Geld, das in schweren Kisten in einem schmalen Versteck lag, welches er durch Aufkantung einer Doppelwand als Geheimraum hergerichtet hatte. Schlimmer als ein heimlicher Räuber näherte sich das Feuer dem, woran sein Herz hing. Er schrie auf, er taumelte. Er faßte den Arm des Zunächststehenden, eines armen Schusters, dem er schon

einmal die rüchständige Miete hatte pfänden lassen. „Mann! Sie können reich werden! Sie bekommen ein Vermögen! Holen Sie mir meine Kisten!“ — Die Leute lachten höflich: „Sie sind toll, Gist! Kann er denn lebendig herauskommen? Er hätte viel davon, als Leiche Geld zu besitzen!“ Der arme Schuster stand mit zerquältem Gesicht. Geld! Das war immer das Unerreichbare, das ihn zur Arbeit peitschte, das ihn die Nächte durchwachen ließ, und das doch nie zu ihm wollte, so selbstvernichtend er seinen kranken Körper in ununterbrochener Arbeit auch dafür hingab. „Du bekommst die Hälfte dessen, was du retten kannst!“ flüsterte Gist, seine dicke Nase nahe an dem blauweißen Gesicht des lungenkranken Hungersüfters. „Kommst du nicht zurück, dann versorge ich die Deinen!“ — „Ich wag's!“ schrie die heisere Stimme des Schusters. Sein dünner, gebogener Leib schnellte empor. Er drängte sich aus der zusammengeballten Menge hinaus. Noch einmal wandte er sich um: „Ihr alle hört es, Leute! Wenn ich drinnen bleibe, versorgt er die Meinen! Er hat es versprochen! Ihr seid Zeugen!“ Schon drängte er dorthin, wo es atüßend fauchte. Da — ein gellender Weibereschrei! Eine schmale Gestalt stob ihm nach, reckte den ausgemergelten Arm nach ihm und riß ihn zurück! „Hol' der Teufel das Geld! Bleib bei uns, Mann! Ich geh' dich nicht her!“ Und schon schoben Feuerwehrleute die beiden wieder in den Menschenhaufen zurück.

Gist stöhnte auf. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen. Betarmen konnte er nicht. Er ging mit schwankenden Schritten zum Haustor, dem der Qualm entströmte. Ein Feuerwehrmann versperrte ihm den Weg. Hinter ihm, aus dem Menschenknäuel heraus, erscholl Hohnlachen. Aber Gist rang mit dem Wärner. Da ertönte aus dem rauchdichten Inneren des Flurs Kommando. Der Mann mußte an seinen Platz. Gist hatte freien Weg. Die Hand vor den leuchtenden Mund gepreßt, stürzte er die finstere, nasse Treppe hinauf. Der Weg war jetzt freigemacht; das Feuer wütete nur noch in den oberen Stockwerken. Sein flatternder Schlafrock verflieg sich; er riß ihn los. Felsen hingen ihm um den Leib. Der Rauch trieb ihm das Wasser aus den Augen, griff ihm wie eine Faust an die Kehle, daß kein Atem herauskonnte. Gist spannte alle Kräfte an. Er stand vor seiner Tür. Funken stoben. Die Tapete jener Wand, die sein Liebstes barg, war schon befeet, die Möbel schon geschwärzt und glühend. Er fand das Versteck des Schlüssels, verbrannte sich die Hände, öffnete eine der Wand fast unsichtbar eingefügte kleine Tür. Da standen die Kisten! Rührer Geruch kam aus dem noch nicht von Rauch erfülltem Raume. Gist aurgelte einen Atemzug in sich hinein. Eine, wenigstens eine einzige Kiste retten! Zu unterst stand die Goldkiste. Die wollte er. Auch darüber lagerten andere schwere Kisten mit Silbergeld und Wertpapieren. Gist zog und zerrte an dem eisernen Griff der Goldkiste. Dadurch kamen die darüber stehenden Kisten ins Wanken. Es kollerte, stürzte, schlug dumpf nieder, — begrub den Mann... Zermalmt, verrohelt lag Seltor Gist in dem heißen, funtendurchsprühten Zimmer, unter seinem Gelde begraben. Nun blieb ihm nichts mehr, nicht einmal das kurz zuvor von Gott erbettelte nackte Leben.

Welt u. Wissen

Weshalb brennt die Brennessel? Jeder kennt das Unkraut, das mit einer geradezu bewundernswerten Zähigkeit, wie sie keine unserer Kulturpflanzen besitzt, sich an Feden, in Gräben, Straßen- und Waldrändern behauptet. Jedermann weiß, daß auch die leiseste Berührung mit Stengel oder Blatt ein empfindliches Jucken oder Brennen verursacht, wobei auf der Haut kleine entzündliche Anschwellungen entstehen. Der Vorgang des Brennens ist ein ganz ähnlicher wie beim Bienenstich. Die Pflanze ist mit einer Unmenge sogenannter Brenohaare besetzt, deren jedes eine Röhre darstellt, die mit einem Köpfchen endigt. Bei der Berührung nun bricht das Köpfchen ab und gleichzeitig ergießt sich ein ätzender, scharfer, grünelber Saft in die Wunde, der die Ursache des Brennens ist. In der Regel dauert dies aber nicht lange an. Man lecke die entzündete Stelle nicht mit der Zunge, wie es manche Leute tun, da dies den Schmerz nur vermehrt, sondern lege lieber feuchte Erde darauf. Dann wird das Jucken schnell verschwinden. Bei gewissen Nessellarten der heißen Zone jedoch, besonders bei den ostindischen, verursacht eine Berührung tagelangen, ja sogar monatelangen Schmerzens, die sich über eine ganze Körperseite verbreiten können, ohne aber eine Geschwulst oder Rote sehen zu lassen. Bei leicht reizbaren Personen kann unter Umständen Starrkrampf, ja sogar der Tod eintreten.



Der Freund meiner Tochter.

Ein Kapitel von Kinderfreiheit und Mutter Sorge.

Sie haben es nicht leicht, die Töchter von heute, denn ihre ungleich größere persönliche Freiheit geht auch Hand in Hand mit ungleich größeren Anforderungen, die an sie gestellt werden. Das Leben eines jüngeren Mädchens von früher war relativ eng und klein, aber es entbehrte der Problematik, es war glatt und klar, leicht zu übersehen und leicht zu leben, obgleich unsere Töchter von heute es vielleicht ein Vegetieren schelten würden. Ihr eigenes Leben ist komplizierter, erfahrungs- und ereignisreicher, und sie sind gewöhnt, selbständig über sich zu verfügen, weil sie sich ja auch selber behaupten müssen — — —

Aber das ist es gerade. Sie sind gewöhnt, über sich selber zu verfügen und ihre eigenen Entscheidungen zu treffen, und da liegt die Quelle der Sorgen für die Mütter dieser Töchter. Ja, auch die Mütter von heute haben es nicht leicht; auch an sie werden ganz andere Anforderungen gestellt als früher, und auch sie müssen ihre größere persönliche Freiheit (die z. B. einer Großmutter noch Sporttreiben, kurze Röcke und den Bubentopf gestattet) teuer bezahlen. Sie sollen und wollen sich einfügen und einfühen in eine neue Zeit, die ihnen nie so vertraut und selbstverständlich sein kann, wie ihren Töchtern, die schon darin aufgewachsen sind, und sie können sich doch noch nicht freimachen von den Ansichten und Überzeugungen ihrer eigenen Zeit.

Zu den Plänen, die eine echte Mutter gerne für ihre Kinder schmiedet, gehört auch der einer glücklichen Ehe. Welche Mutter, namentlich dann, wenn sie selber in der Ehe lotterte ein gutes Los gezogen hat, läßt nicht aller andersweitigen Berufsausbildung, allem Berufsstreben und allen Berufserfolgen ihrer Tochter zum Trost diese ganz nach „altem Muster“ am liebsten als glückliche Ehefrau? Und kann sie es lassen, mit besonderem Interesse die etwa auftauchenden Freunde ihrer Tochter von diesem Standpunkte aus zu beobachten?

Die Freunde ihrer Tochter — — ach, mit diesem Worte fangen die Probleme der armen Mütter schon an! Früher waren es Anbeter, Verehrer, eventuelle Freier — — und wenn auch damals schon eine einsichtige Mutter sich hütete, in die zarten Fäden, die sich da hinüber und herüber spannen, mit plumper Hand, durch unartige Fragen, hineinzugreifen — wieviel mehr muß sie heute als stumme Zuschauerin danebenstehen und darf sich noch nicht einmal merken lassen, daß sie etwas ahnt?

Denn die Jugend von heute scheut geradezu ängstlich vor allem zurück, was nach Empfinden und nach Bindung aussieht. Wohl gemerkt, es fehlt ihr nicht etwa an Empfinden, aber sie hat eine an sich ganz gesunde Abneigung gegen Pathos jeder Art. Nur um Himmelswillen keine große Geste! Und daß sie die Bindung scheut, ist auch ein verständlicher Impuls in dieser unserer Zeit, in der ja niemand weiß, was morgen sein wird. Der Wettbewerb bzw. die Zusammenarbeit bei Sport und Spiel, im Berufsleben usw. bringt es ja auch mit sich, daß die Geschlechter sich unbeständiger und sachlicher ansehen. Und so ist das oft jahrelang bestehende Freundschaftsverhältnis, wie man es früher zwischen den Geschlechtern für unmöglich hielt, heute eine Gewohnheit geworden, von der zunächst meist die Beteiligten selber noch nicht wissen, ob sie in etwas anderes überleitet wird. Die heutigen Mütter können dabei nichts weiter tun, als wartend und im Stillen beobachtend beiseite zu stehen und zu hoffen. Daß dieser Zustand seine großen Gefahren hat, ist unbestreitbar und verständlich und zum Teil wenigstens berechtigt sind ihre Bedenken gegen diese neue Freiheit, die wie alle Freiheiten leicht dem Mißbrauch verfällt. Soll und kann sie ruhig zusehen und es dulden, daß ihre Tochter Bekanntschaften, Freundschaften usw. schließt mit Menschen, die ihr selber unbekannt sind, Verabredungen trifft, Reisen und Wanderungen unternimmt, Briefe wechselt usw., ohne daß die Mutter anscheinend überhaupt vorhanden ist oder darüber gefragt wird?

Dies ist die Frage, die ungeschulte Mütter sich und anderen immer wieder vorlegen, und ihre Beantwortung ist schwierig, muß mindestens individuell gehandhabt werden.

Eines scheint mir dabei festzustehen: Mit Gewalt unternehmen läßt sich dabei nichts, mit Geschick und Takt aber viel. Das Ganze wird auf die Fähigkeit der Mutter hinauslaufen, das Vertrauen ihrer Tochter zu gewinnen bzw. zu erhalten, wie auch darauf, ob sie in jener das Wissen um ihre eigene Verantwortung und die Kraft, sich zu behaupten und selber zu schützen, zu wecken wußte!

Wie die Japanerin von heute über die Ehe denkt.

Auch in Japan fängt die neue Zeit an, ihren Einzug zu halten, auch in Japan fängt die Frau an, sich von den Fesseln alter Tradition zu befreien und sich eine freiere Stellung zu erringen. Vorläufig stehen aber gerade in der Frauenfrage beide, alte und neue Zeit, noch nebeneinander in oft merkwürdiger Mischung. Dies gilt auch in bezug auf die Auffassung der Ehe und eine interessante Illustration hierzu bilden die Antworten auf eine Rundfrage, die eine japanische Frauenzeitung, die in Tokio erscheint, kürzlich veranstaltet hat.

Drei Fragen waren es, die die Zeitung an ihre Leserinnen richtete: 1. Ob sie die Liebesheirat vorziehen oder die alte Art der Eheschließung, wobei die Eltern allein die Wahl des Ehepartners für ihre Kinder trafen. 2. Welches Alter sie für die Eheschließung am geeignetsten halten. 3. Welche Anforderungen sie an einen Ehemann stellen. Im ganzen liefen 34 Antworten auf diese Fragen ein, und zwar aus den verschiedensten sozialen Schichten. Acht der Antwortgebenden entstammten s. a. „besseren Familien“, acht waren in der Bank beschäftigt, sechs waren Maschinenschreiberinnen, vier Strassenbahnführerinnen, drei Lehrerinnen, zwei Kellnerinnen, zwei Friseurinnen, eine Malerin. Sie alle standen im Alter von 20—22 Jahren. Es ist nun interessant, daß sich bei der ersten Frage vorwiegend diejenigen Frauen und Mädchen für die Liebesheirat entschieden, die im Berufsleben standen, also schon mehr mit der modernen Zeit in Berührung gekommen waren, nämlich die Maschinenschreiberinnen, die Kellnerinnen und die Hälfte der Bankmädchen. Die übrigen hielten doch noch an der alten Auffassung fest, daß die Wahl des Ehepartners besser von den Eltern getroffen werden sollte. Allerdings einige von ihnen mit der Einschränkung, daß sie eine Probezeit von 6 Monaten vorschlugen, während der es sich erweisen sollte, ob die Wahl der Eltern die rechte gewesen ist. Was das richtige Heiratsalter anbetrifft, so sprachen sich alle ziemlich übereinstimmend für das Alter zwischen 22 und 24 Jahren aus. — Am verschiedensten fiel naturgemäß die Antwort auf die letzte Frage aus, was die Befragten von ihrem zukünftigen Gemahl verlangen würden. Alle stimmen in der Forderung nach Liebe und Treue überein. Ferner kehrt besonders oft wieder der Wunsch nach einem wirklich gebildeten und gut erzogenen Mann, der über Humor verfügen und Mutstverständnis besitzen müßte. Zu dem letzteren wird noch oft hinzugefügt, daß sich dieses Verständnis auch auf weltliche Müßel beziehen müßte. Auch das Äußere wird nicht vergessen und als Ideal hoher Wuchs, guter Körperbau und schlanke Linie aufgestellt. Sehr stark betont wird aber auch, daß man das Regiment in seinem Reich allein führen wolle und es nicht wünsche, daß sich der Mann in die häuslichen Angelegenheiten mische.

Die wichtigste von diesen drei Fragen ist entschieden die erste; sie gibt jedenfalls am besten Auskunft über die Stimmung, die unter den japanischen Frauen in bezug auf „Ehereform“ herrscht. Der Kreis der Frauen, den die Rundfrage umfaßte, war allerdings nicht groß, immerhin ist es doch interessant, daß selbst unter diesen Frauen, die zu den Leserinnen der reformistischen Frauenzeitung gehören, also selbst schon zu den fortschrittlicheren gehören mögen, sich ein erheblicher Teil für die Beibehaltung der alten Tradition bei der Eheschließung ausspricht. Daraus geht hervor, daß den Bestrebungen auf Ehereform noch viele Hindernisse entgegenstehen dürften, die in den Frauen selbst liegen. Früher oder später wird sie aber doch kommen, denn die Zustände, wie sie heute noch herrschen, sind selbst in Japan zu einem unhaltbaren Anarchismus geworden.